

Väter



Nach Georg Friedrich Schmolli: Johann Caspar Goethe, Radierung, 1777
(c) Frankfurter Goethe-Haus - Freies Deutsches Hochstift

Materialien für den Deutschunterricht der Jahrgänge 5 bis 10

Zusammengestellt von Ulrike Eisenträger

Im Dezember 2010

Inhalt

Vater-Fragen	2
Zu Bett bringen - E. O. Plauen: Vater und Sohn	3
Jean Jacques Sempé – le papa clown	4
O mein Papa	5
Goethes Vater – Auszüge aus “Dichtung und Wahrheit”	
Was dem Vater gefällt und womit er sich beschäftigt	6
Erziehungsmaxime	7
Goethes Vater lässt das Haus nach seinen Plänen umbauen	8
Unterbrechung des Privatunterrichts beim Vater	9
Über den Vater als Lehrmeister	9
Des Vaters Pläne für seinen Sohn	10
Anregungen zur Weiterarbeit	10
Erziehung im Hause Goethe	11
Zeittafel: Goethes Vater	12
Zeittafel: Johann Wolfgang Goethe	14
Andere Väter	
Vom Aufbrechen und Wiederkommen:	
Taugenichts	16
Der verlorene Sohn	16
Hänsel und Gretel	18
Die Vater-Rolle	19
sieben kinder	20
Die Bestrafung	21
Befehlen und Gehorchen	22
Geschichte aus der Kindheit	23
Der Tod	26
Und die Töchter	
fröhliches kind	28
Der „Indianer“	39
Allerleirauh	30

Väter

Vater-Fragen

Was kann dein Vater gut?

Was tut er gerne?

Was macht er den ganzen Tag?

Welchen Beruf hat dein Vater gelernt?

Was weißt du über seine Arbeit?

Hat dein Vater Freunde?

Wie hat dein Vater gelebt, als er so alt war wie du?

Was weißt du über den Vater deines Vaters?

Wie hat dein Vater deine Mutter kennen gelernt?

Warum hat sie ihm gefallen?

Was hat deiner Mutter an deinem Vater gefallen?

Was wollte dein Vater im Leben erreichen, als er jung war?

Was sollst du im Leben erreichen nach Ansicht deines Vaters?

Welche Wünsche hat dein Vater für die Zukunft?

Hat dein Vater persönliche Hobbies?

Möchte dein Vater manchmal allein sein?

Worüber freut sich dein Vater, worüber ärgert er sich?

Was tut er für seine Familie und was tut er für sich?

Wie alt war dein Vater bei deiner Geburt?

Hat sich sein Leben danach verändert?

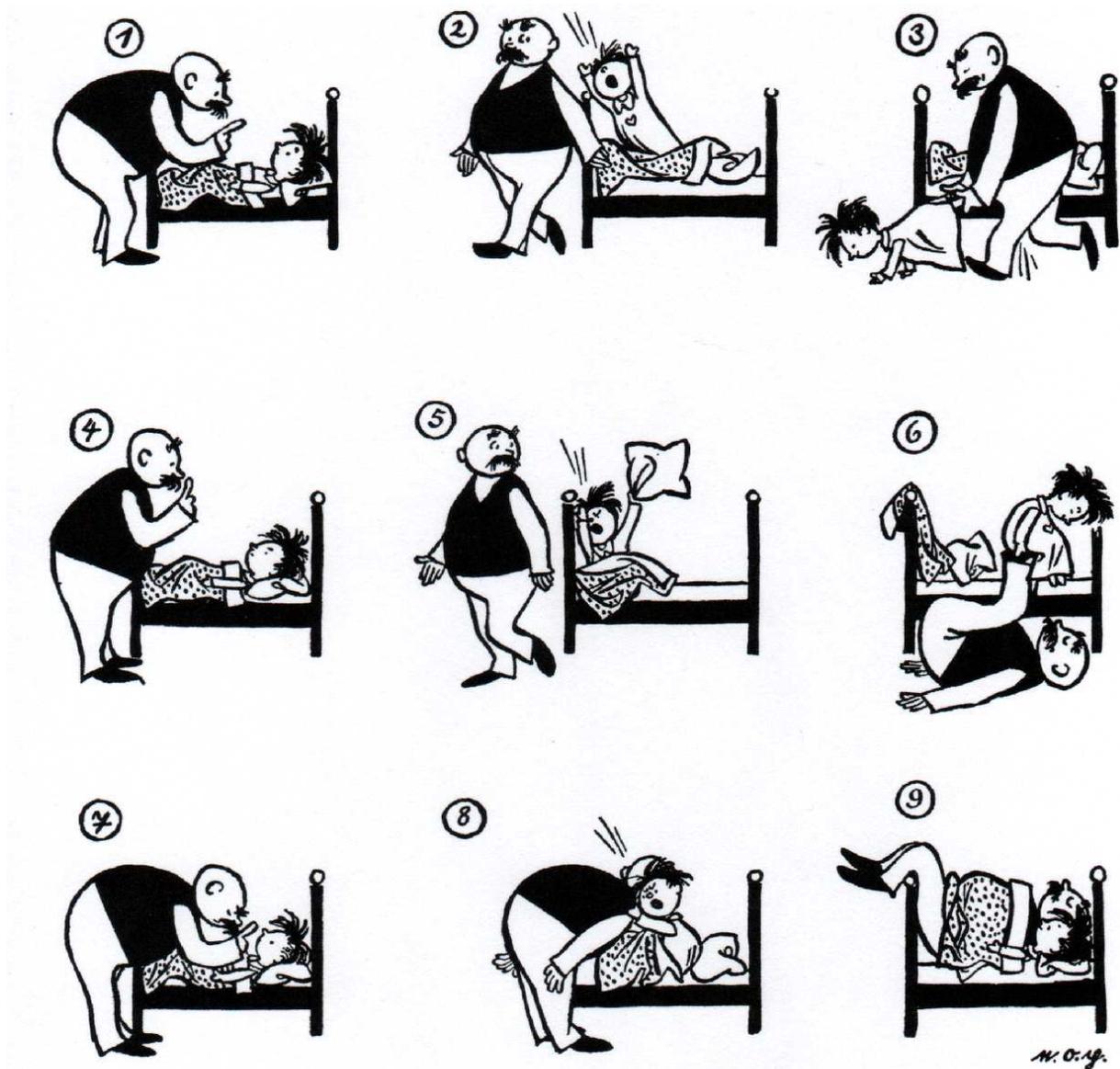
Erzählt dein Vater manchmal von früher?

Was möchtest du über deinen Vater wissen?

Was finden andere Leute an deinem Vater gut?

Such dir einige Fragen aus, die du beantworten möchtest.

Fallen dir noch mehr Vater-Fragen ein?



Zu Bett bringen¹

Erzähle die Geschichte aus der Sicht des Vaters oder des Sohns.
Du kannst auch einen Dialog schreiben.

Finde eine Überschrift, die zu deiner Geschichte und zu der Bildgeschichte
von E. O. Plauen passt.

Wie ist das bei euch zu Hause?

¹ Aus: E. O. Plauen, Vater und Sohn. Büchergilde Gutenberg: Frankfurt am Main 1999



Ich hab dir doch gesagt, du sollst dich abschminken, bevor du mit ihnen schimpfst!²

Erzähle die Geschichte dazu.

Was tut dein Vater, wenn er schimpft?

² Je t'ai déjà dit de te démaquiller avant de les gronder! In: Jean Jacques Sempé, *Tout se complique*. Paris 1962

O mein Papa

Oh, ich könnte Ihnen so viel erzählen von meine Papa.
Er war eine berühmte Zirkusclown ...

Papa wie ein Pfeil sprang hinauf auf die Seil
Eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp
Er spreizte die Beine ganz weit auseinand'
Sprang hoch in die Luft und stand auf die Hand
Eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp
Er lachte ha, ha - ha, ha
Und machte ha, ha - ha, ha
Ganze sachte ha, ha - ha, ha
Und rief: eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp
Eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp !

Er ritt auf die Seil ganz hoch in die Luft
Eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp
Das konnte er machen zwölf mal ohne Mieh'
er lachte dazu und firchte sich nie
Eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp
Eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp, eh la hopp
Eh la hopp, eh al hopp, eh la hopp, eh la hopp

O mein Papa war eine wunderbare Clown
O mein Papa war eine große Kinstler
Hoch auf die Seil, wie war er herrlich anzuschau'n
O mein Papa war eine schöne Mann.
Ei wie er lacht, sein Mund sie sein so breit und rot
Und seine Aug' wie Diamanten strahlen
O mein Papa war eine wunderbare Clown
O mein Papa war eine schöne Mann
ein schöner Mann
ein schöner Mann

„O mein Papa“ ist ein Lied aus der Operette „Feuerwerk“ (1950) von Paul Burkhard (1911-1977), die 1954 mit Lili Palmer und Romy Schneider verfilmt wurde. Das Libretto schrieben Erik Charell, Jürg Amstein und Robert Gilbert. Der schweizer Sängerin Lys Assia gelang 1952 mit diesem Lied ein Welterfolg.

- Die alte Lys Assia tritt mit dem Lied im Varieté Theater Essen auf (Kurzfassung): http://www.youtube.com/watch?v=DVmab3lxC_4
- Lili Palmer singt es in der Filmkomödie „Feuerwerk“ 1954, Regie: Kurt Hoffmann (lange Filmfassung): <http://www.youtube.com/watch?v=6ln3SIDnMCQ&feature=related>

Goethes Vater

Johann Wolfgang Goethe (1749 – 1832) ist Deutschlands berühmtester Dichter. Er ist in der ganzen Welt bekannt. Geboren ist er in Frankfurt. Sein Elternhaus kann man besichtigen, das Goethe-Haus im Großen Hirschgraben 23-25. Sein Vater Johann Caspar Goethe (1710-1782) hat es 1755 nach seinen Plänen umbauen lassen.

Goethes Vater kennen wir vor allem aus der Lebenserzählung seines berühmten Sohns in dem Buch „Dichtung und Wahrheit“. Er hat es geschrieben, als er 60 war, also ungefähr so alt wie sein Vater, als er selber ein junger Mann von 20 war.

Noch viel später, im Alter von 78 Jahren schreibt Goethe in einem Gedicht die Verse, die viele Deutsche auswendig kennen:

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.³

Und nun einige Auszüge aus „Dichtung und Wahrheit“⁴, in denen Goethes Vater vorkommt:

Was dem Vater gefällt und womit er sich beschäftigt

Innerhalb des Hauses zog mein Blick am meisten eine Reihe römischer Prospekte⁵ auf sich, mit welchen der Vater den Vorsaal ausgeschmückt hatte ... Hier sah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg, und so manches andere. Diese Gestalten drückten sich tief bei mir ein, und der sonst so lakonische Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beschreibung des Gegenstandes vernehmen zu lassen. Seine Vorliebe für die italiänische Sprache und für alles was sich auf jenes Land bezieht, war sehr ausgesprochen. Eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung, die er von dorthier mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Teil seiner Zeit verwendete er auf seine italiänisch verfaßte Reisebeschreibung⁶, deren Abschrift und Redaktion er eigenhändig, heftweise, langsam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer italiänischer Sprachmeister, Giovinazzi genannt, war ihm daran behülflich. Auch sang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte sich bequemen, ihn

³ Johann Wolfgang Goethe, Zahme Xenien VI, in: Gedichte 1800-1832, hg. v. Karl Eibl, Bibliothek deutscher Klassiker Bd. 2, Frankfurt am Main 1988, S. 682

⁴ Die Auszüge aus „Dichtung und Wahrheit“ sind zitiert nach: Johann Wolfgang Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Hg. v. Klaus-Detlef Müller. Bibliothek deutscher Klassiker Bd. 15, Frankfurt am Main 1986

⁵ Stadtansichten von Rom

⁶ Goethes Vater hatte sich 1740 fast ein Jahr lang in Italien aufgehalten. Goethe hat die Handschrift seiner Reisebeschreibung „Viaggio per Italia fatto nell' anno MDCCXL“ aufbewahrt.

und sich selbst mit dem Klaviere täglich zu accompagnieren⁷; da ich denn das Solitario Bosco ombroso⁸ bald kennen lernte, und auswendig wußte, ehe ich es verstand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei seiner Entfernung von Geschäften⁹ wollte er gern dasjenige was er wußte und vermochte, auf andre übertragen. So hatte er meine Mutter in den ersten Jahren der Verheiratung zum fleißigen Schreiben angehalten, wie zum Klavierspielen und Singen; wobei sie sich genötigt sah, auch in der italiänischen Sprache einige Kenntniss und notdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Dichtung und Wahrheit I, 1. Buch, S. 19f

Erziehungsmaxime

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses¹⁰ war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemütern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandeltem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsere Ruhestätte zurück. Die daraus entspringende üble Wirkung denkt sich Jedermann. Wie soll derjenige die Furcht los werden, den man zwischen ein doppeltes Furchtbare einklemmt? Meine Mutter, stets heiter und froh und andern das gleiche gönnend, erfand eine bessere pädagogische Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirschen¹¹, deren reichlichen Genuss sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir Nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Teile waren zufrieden.



Dichtung und Wahrheit I, 1. Buch, S. 18f

⁷ begleiten

⁸ „Einsamer schattiger Hain“, beliebte italienische Arie

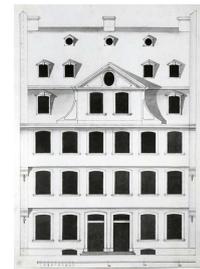
⁹ Goethes Vater hatte zwar eine Berufsausbildung, er hatte Jura studiert und promoviert, d.h. seinen Doktor gemacht, aber er musste nicht arbeiten. Er hatte genügend Geld geerbt, um das Haus und seine Familie zu finanzieren. Dabei achtete er darauf, es sorgsam einzuteilen.

¹⁰ Vor dem Umbau 1755, Bild: Modell von Goethes Geburtshaus © Frankfurter Goethe-Haus - Freies Deutsches Hochstift

¹¹ Pfirsiche

Goethes Vater lässt das Haus nach seinen Plänen umbauen¹²

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, auch nur das Mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch sogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehreren alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, sich erlaubt, nicht allein mit dem ersten, sondern auch mit den folgenden Stocken zu überbauen; wodurch denn freilich besonders enge Straßen etwas Düsteres und Ängstliches bekamen. Endlich ging ein Gesetz durch, daß wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem ersten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber senkrecht aufführen müsse. Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon mehrere vor ihm getan, der Ausflucht, die oberen Teile des Hauses zu unterstützen, und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählich geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können, denn aufs Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und sonderbar. Die Zimmer, in denen man sie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu sehen, und zwar von unten herauf, und indessen oben auf unterstützten Balken, gleichsam in der Luft zu schweben, und dabei immer noch zu einer gewissen Lektion, zu einer bestimmten Arbeit angehalten zu werden – dieses alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder ins Gleiche setzen ließ.



Dichtung und Wahrheit I, 1. Buch, S. 20f

¹² Bild: 1755 (um) Zeichnungen zum Umbau aus Besitz JCG_(c) GMWeimar

Unterbrechung des Privatunterrichts beim Vater

Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach teilweise abgetragen wurde, und ohngeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unsern Betten gelangte: so entschloß er sich, obgleich ungerne, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeit lang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

Dieser Übergang hatte manches Unangenehme: denn indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von Geschöpfen hinunterstieß; so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen.

Um diese Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterstadt zuerst gewahr wurde: wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, teils allein, teils mit muntern Gespielen, darin auf und abwandelte.

Dichtung und Wahrheit I, 1. Buch, S. 22

Über den Vater als Lehrmeister

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisiert zu sehen, so ohngefähr als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte. Im Gefühl seiner Kenntnisse, in Gewißheit einer treuen Ausdauer, und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten, und nur so viel als es nötig schien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Ein pädagogischer Dilettantismus fing sich überhaupt schon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer mochte wohl die erste Veranlassung dazu geben. Man suchte nach etwas Besserem, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht sein muß, der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird.

Meinem Vater war sein eigener Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunsch gelungen; ich sollte denselben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er schätzte meine angeborenen Gaben um so mehr als sie ihm mangelten: denn er hatte alles nur durch unsäglichen Fleiß, Anhaltsamkeit und Wiederholung erworben. Er versicherte mir öfters, früher oder später im Ernst und Scherz, daß er mit meinen Anlagen sich ganz anders würde benommen, und nicht so liederlich damit würde gewirtschaftet haben. *Dichtung und Wahrheit I, 1. Buch, S.38*

Der Unterricht fand im Arbeits- und Studierzimmer des Vaters statt. Als Unterrichtsmaterial diente seine reichlich bestückte Bibliothek, die unter anderem Werke sowohl lateinischer als auch italienischer Schriftsteller enthielt, auch Werke über die römischen Altertümer, Bücher der Rechtswissenschaft, die besten neuesten Reisebeschreibungen, Wörterbücher verschiedenster Sprachen und andere Nachschlagewerke.

Vgl. Dichtung und Wahrheit I, 1. Buch, S. 33f

Des Vaters Pläne für seinen Sohn

Mein Vater (konnte es) kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura studieren, alsdann noch eine Universität besuchen, und promovieren sollte. (...)

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen sollte; ob er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraus sehen, weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergetze¹³.

Dieses Märchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und Trockenheit schien sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese teilhaft zu werden.

Dichtung und Wahrheit I, 1. Buch, S.39f

Anregungen zur Weiterarbeit

- Wie stellst du dir Goethes Vater vor, wenn du die Texte „Der Vater als Lehrmeister“ (S. 9) und „Des Vaters Pläne für seinen Sohn“ (S. 10) liest?
- Welches Bild vom Vater ergibt sich für dich aus dem Text „Erziehung im Hause Goethe“? (S.11)
- Entwirf nach diesem Text einen Stundenplan für Johann Wolfgang. Wenn du meinst, es fehlt etwas, setze es hinzu.

- Vergleiche die Zeittafeln zum Leben des Vaters und seines berühmten Sohns auf den Seiten 12 bis 15 unter den Gesichtspunkten:
 - Altersabstand
 - Ausbildung
 - Lebensstationen
 - Entwicklungsstufen in Relation zum Lebensalter
 - Verwirklichung der väterlichen Pläne für den Sohn
 - Verwirklichung der Wünsche des Sohns
 - ?

¹³ sich an etwas ergötzen – sich an etwas erfreuen

Erziehung im Hause Goethe

Doris Hopp schreibt im Katalog zur Ausstellung über Goethes Vater¹⁴, die vom 5. Dezember 2010 bis zum 27. Februar 2011 im Arkadensaal des Goethe-Hauses gezeigt wird:

Der Schwerpunkt des Lehrplans lag bei den Fremdsprachen. Der Unterricht begann mit dem für eine akademische Laufbahn immer noch obligatorischen Latein. Sein Lehrer für alte Sprachen (später kam Griechisch hinzu) war Jacob Gottlieb Scherbius, ein junger Theologe türkischer Abstammung. Früh begann der für Gebildete unerlässliche Unterricht im Französischen, der Lingua Franca des 18. Jahrhunderts. Der Neigung des Vaters folgend trat Italienisch hinzu, bei Domenico Giovinazzi, einem ... ehemaligen Dominikanermönch aus Neapel, Jahrzehnte zuvor bereits der Lehrer des Vaters. Als Anfang der 60er Jahre langsam Englisch in Mode kam, lernte der Vater zusammen mit den Kindern bei Johann Peter Christoph Schade, dem ersten in Frankfurt zugelassenen englischen Sprachmeister.

Der Sohn wollte Hebräisch lernen, um das Alte Testament im Urtext lesen zu können – kein Geringerer als Johann Georg Albrecht, der Rektor des Frankfurter Gymnasiums, wurde engagiert. Johann Wolfgang interessierte das Jiddische – der jüdische Konvertit Carl Christian Christfreund brachte es ihm bei.

Großen Wert legte der Herr Rat, der selbst meist schwer leserlich schrieb, auf eine schöne Handschrift. Neun Jahre lang kam der Schreibmeister Johann Heinrich Thym ins Haus. Seine Bemühungen trugen gute Früchte, wie die Aufzeichnungen Cornelias und noch die Briefe des alten Dichters bezeugen.

Thym war der am längsten angestellte Lehrer der Goetheschen Kinder. Er unterrichtete auch die „Realien“: Geographie, Geschichte, Geometrie und wohl auch Naturkunde (letztere kam etwas zu kurz im Lehrplan). Ein Religionslehrer findet sich nicht im Haushaltsbuch. Den bezeugten langjährigen und gründlichen Unterricht erteilte wohl der Hausgeistliche. Ergänzt wurde das Programm durch die für das Auftreten in der Gesellschaft wichtige „galante Wissenschaft“ (Anstandsunterricht), sowie durch Reit- und Fechtunterricht für den Sohn.

In zwei Fächern aber ergriff der Herr Rat¹⁵ tatsächlich selbst die Initiative. Er ließ es sich nicht nehmen, den Geschwistern „von früher Jugend an selbst im Tanzen Unterricht“ zu geben ... Und bevor Johann Wolfgang zum Studium nach Leipzig aufbrach, vermittelte ihm der Vater solides juristisches Basiswissen.

Cornelia erhielt weitgehend den gleichen Unterricht wie ihr Bruder, und das war weit mehr als die damals auch in besseren Familien übliche Mädchenbildung. Ihr Musikunterricht war, ihrer Begabung entsprechend, sehr viel intensiver als der ihres weniger talentierten Bruders. Unbelastet von Haushaltspflichten konnte sie die Bibliothek ihres Vaters nutzen. Alte Sprachen lernte sie jedoch nicht. Die brauchte man für die Universität, welche ihr, ungeachtet ihrer Begabung, als Frau in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts verschlossen war.

In einem Punkt ging Johann Caspar Goethe deutlich über sein eigenes Erziehungsprogramm hinaus. „Zeichnen“, meinte er, „müsse jedermann lernen“. Das Ergebnis seiner eigenen Bemühungen war ... bescheiden. Er hatte in Coburg¹⁶ wohl keinen Unterricht gehabt. Nun lernte er zusammen mit seinen Kindern.

¹⁴ Doris Hopp, „Goethe Pater“. Johann Caspar Goethe (1710 – 1782), Freies deutsches Hochstift: Frankfurt am Main 2010, S. 36f

¹⁵ Goethes Vater war 1742 zum Kaiserlichen Rat ernannt worden – s. Zeittafel S. 12

¹⁶ am Gymnasium Casimirianum

Zeittafel: Goethes Vater¹⁷



Alter des Sohns	Alter des Vaters	1710	29. Juli: Johann Caspar Goethe wird als Sohn des Schneidermeisters und Gastwirts Georg Göthé und seiner Frau Cornelia in Frankfurt am Main geboren
	15	1725	Eintritt in das lutheranische Gymnasium Casimirianum in Coburg
	20	1730	Beginn des Jurastudiums in Gießen
		1731	Fortsetzung des Studiums in Leipzig (bis 1735)
		1736	Aufenthalt in Wetzlar am Reichskammergericht
		1738	30. Dezember: In Gießen Promotion zum Doktor beider Rechte
		1739	September: Reise über Nürnberg, Augsburg und Regensburg nach Wien.
		1740	Reise durch Italien: Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Mailand, Turin
		1741	Immatrikulation an der juristischen Fakultät der Universität Straßburg Sommer: Rückkehr nach Frankfurt am Main
		1742	Ernennung zum Wirklichen Kaiserlichen Rat durch Kaiser Karl VII.
		1748	20. August: Heirat mit Catharina Elisabeth Textor
		1749	28. August: Geburt Johann Wolfgang Goethes

¹⁷ Vgl. Doris Hopp, „Goethe Pater“. Johann Caspar Goethe (1710 – 1782). Freies deutsches Hochstift: Frankfurt am Main 2010, S. 134

Bild: Nach Georg Friedrich Schmolli: Johann Caspar Goethe, Radierung 1777 © Frankfurter Goethe-Haus – Freies Deutsches Hochstift



1		1750	Geburt Cornelia Goethes
3		1752	Geburt Hermann Jacobs (gest. 1759) und weiterer drei Kinder (bis 1760), die früh sterben Mutmaßlicher Beginn der Arbeit am ‚Viaggio per l’Italia‘, dem Bericht über seine Reise durch Italien in italienischer Sprache (bis 1755)
		1755	Umbau des Hauses am Hirschgraben
		1759	2. Januar: Besetzung Frankfurts durch französische Truppen. Einquartierung des Königsleutnants Thoranc (bis Mai 1761)
		1761	Mutmaßliche Wiederaufnahme der Arbeit am ‚Viaggio per l’Italia‘
		1771	Johann Wolfgang eröffnet im Elternhaus eine Anwaltspraxis (unter Mitarbeit des Vaters)
		1773	30. November: Heirat Cornelia Goethes mit Johann Georg Schlosser
		1775	November: Johann Wolfgang übersiedelt nach Weimar
		1777	8. Juni: Tod Cornelia Schlossers
		1779	September: Johann Caspar Goethe erleidet einen Schlaganfall
		1780	Catharina Elisabeth Goethe übernimmt nach einem weiteren Schlaganfall die Führung des Haushalts und die Verwaltung des Vermögens
		1782	25. Mai: Tod Johann Caspar Goethes 27. Mai: Beisetzung auf dem Peterskirchhof



Zeittafel: Johann Wolfgang Goethe

unter besonderer Berücksichtigung der Frankfurter Jahre¹⁸

Alter des Sohns	Alter des Vaters: 39	1749	28. August: Goethes Geburt in Frankfurt am Main
1	40	1750	7. Dezember: Cornelia, Goethes Schwester wird geboren
6	45	1755	Johann Wolfgang muss zur Schule (Hausumbau)
		1757	1. Januar: Johann Wolfgang verfasst ein Gedicht für die Großeltern
		1765	Studium der Rechtswissenschaft in Leipzig (bis 1768)
		1770	Studium in Straßburg (bis 1771)
		1771	Goethe arbeitet in Frankfurt als Anwalt (bis 1775)
		1772	Goethe wird Praktikant am Reichskammergericht in Wetzlar
		1772	Erste Arbeit am „Faust“ (bis 1775)
		1773	Sturm und Drang – Gedichte, z. B. „Prometheus“
		1773	Drama „Götz von Berlichingen“
		1774	„Die Leiden des jungen Werthers“ erscheinen

¹⁸ Vgl. Kauter, Sichelschmidt, Wenzel, Ein Besuch im Goethe-Haus und Goethe-Museum in Frankfurt am Main. Materialien zur Erkundung vor Ort, hg. v. Hess. Landesinstitut für Pädagogik: Wiesbaden 2000, S. 14

Bild: Nach Georg Friedrich Schmol: Johann Wolfgang Goethe, aus: Johann Kaspar Lavaters Physiognomischen Fragmenten, 1777, S. 222, Radierung, Ill-13417 © Frankfurter Goethe-Haus – Freies Deutsches Hochstift

Väter



26		1775	Goethe verlässt Frankfurt und folgt einer Einladung von Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach nach Weimar
		1782	25. Mai: Tod des Vaters
		1786	Italienreise (bis 1788)
		1788	Goethe lebt mit Christiane Vulpius zusammen
		1789	Geburt seines Sohnes August
		1791	Goethe leitet das Weimarer Hoftheater
		1794	Freundschaft mit Friedrich Schiller – Beginn der Weimarer Klassik
		1806	Eheschließung mit Christiane Vulpius
		1808	Erster Teil des „Faust“ erscheint
		1815	Staatsminister für Wissenschaft und Kunst in Weimar
		1816	6. Juni: Goethes Frau Christiane stirbt
		1815	Letzter Aufenthalt Goethes in Frankfurt
		1832	22. März: Goethes Tod in Weimar

Andere Väter

Vom Aufbrechen und Wiederkommen

Taugenichts

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen, mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! da sonnst du dich schon wieder und dehnt und reckst dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Türe, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot.“ – „Nun“, sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ Und eigentlich war mir das recht lieb; denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehn, da ich den Goldammer, der im Herbst und Winter immer betrübt an unserem Fenster sang: „Bauer, miet' mich, Bauer, miet' mich!“ nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt deinen Dienst!“ – Ich ging also ins Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus.

Aus: Joseph von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. In: J. v. E. Werke in fünf Bänden, hg. v. Wolfgang Frühwald und Brigitte Schillbach, Bd. 2, Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt am Main 1985, S. 446

Gleichnis vom verlorenen Sohn

11. Und er sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne.
12. Und der jüngste unter ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört. Und er teilte ihnen das Gut.
13. Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen und zog ferne über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.
14. Da er nun all das Seine verzehrt hatte, ward eine große Teuerung durch dasselbe ganze Land, und er fing an zu darben.
15. Und ging hin und hängte sich an einen Bürger des Landes; der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten.
16. Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säue aßen; und niemand gab sie ihm.
17. Da schlug er in sich und sprach: Wie viel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger!

18. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir
19. und bin hinfert nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner!
20. Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn.
21. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfert nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße.
22. Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut es ihm an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße,
23. und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein!
24. denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und sie fingen an fröhlich zu sein.
25. Aber der älteste Sohn war auf dem Felde. Und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gesänge und den Reigen;
26. und er rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre.
27. Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat.
28. Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn.
29. Er aber antwortete und sprach zum Vater: Siehe, so viel Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre.
30. Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.
31. Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein.
32. Du solltest aber fröhlich und gutes Muts sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden.

Lukas 15, 11-32
Luther-Bibel 1912

Hänsel und Gretel



Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau ‚was soll aus uns werden? wie sollen wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?‘ ‚Weißt du was, Mann‘, antwortete die Frau, ‚wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist: da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Haus und wir sind sie los.‘ ‚Nein, Frau‘, sagte der Mann, ‚das tue ich nicht; wie sollte ich's übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen, die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen.‘ ‚O du Narr‘, sagte sie, ‚dann müssen wir alle viere Hungers sterben, du kannst nur die Bretter für die Särge hobeln‘, und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. ‚Aber die armen Kinder dauern mich doch‘, sagte der Mann.

Aus: Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm, Artemis & Winkler Verlag, Düsseldorf/Zürich 1997, S.116

Illustration: Theodor Hosemann (1807-1875), a. a. O., S.117

Die Vater-Rolle

Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Wesen Unrecht geschehen sah, erfreute den Vater höchlich, als Zeichen eines trefflichen Gemüts. Das Kind schlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeschnitten hatte¹⁹; dieser schöne Begriff wurde denn freilich bald wieder zerstört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Frösche totschlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieser Zug an so viele Menschen, die höchst gerecht erscheinen, wenn sie ohne Leidenschaft sind, und die Handlungen anderer beobachten.

Dieses angenehme Gefühl, daß der Knabe so einen schönen und wahren Einfluß auf sein Dasein habe, ward einen Augenblick gestört, als Wilhelm im Kurzen bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe; er hatte an dem Kinde nichts auszusetzen, er war nicht im Stande ihm eine Richtung zu geben, die es nicht selbst nahm, und sogar die Unarten, gegen die Aurelie [Felix' Pflegemutter] so viel gearbeitet hatte, waren, so schien es, nach dem Tod dieser Freundin alle wieder in ihre alten Rechte getreten; noch machte das Kind die Türe niemals hinter sich zu, noch wollte er seinen Teller nicht abessen, und sein Behagen war niemals größer, als wenn man ihm nachsah, daß er den Bissen unmittelbar aus der Schüssel nehmen, das volle Glas stehen lassen und aus der Flasche trinken konnte; so war er auch ganz allerliebste, wenn er sich mit einem Buche in die Ecke setzte, und sehr ernsthaft sagte: ich muß das gelehrte Zeug studieren! ob er gleich die Buchstaben noch lange weder unterscheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind getan hatte, wie wenig er zu tun fähig sei, so entstand eine Unruhe in ihm, die sein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. Sind wir Männer denn, sagte er zu sich, so selbstisch geboren, daß wir unmöglich für ein Wesen außer uns Sorge tragen können?

Aus: Johann Wolfgang Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre. Hg. v. Wilhelm Voßkamp, Herbert Jaumann. Bibliothek deutscher Klassiker Bd. 9, Frankfurt am Main 1992, S. 882f

¹⁹ Einigen Tauben den Kopf abgeschnitten.

sieben kinder

wie viele kinder haben Sie eigentlich? – sieben
zwei von der ersten frau
zwei von der zweiten frau
zwei von der dritten frau
und eins
ein ganz kleins
von mir selber

Ernst Jandl²⁰

²⁰ Aus: Ernst Jandl (1925-2000), das röcheln der mona lisa. gedichte szenen prosa, hg. v. Chris Hirte, Verlag Volk und Welt: Berlin 1990, S. 10

Die Bestrafung

Die Beziehung in die mein Vater im Heim zu mir trat war eine erzwungene. Auf das Drängen meiner Mutter hin machte er sich zuweilen zu einer züchtigen Instanz, die seinem zurückhaltenden Wesen nicht entsprach. Wenn er nach der Arbeit nachhause kam konnte es geschehen, daß die Mutter ihn mit dem Bericht meiner Schandtaten aufwiegelte. Worum es sich bei diesen Schandtaten handelte blieb zumeist ungewiß. Vielleicht war die Rede von einem Überfall, den ich auf meine jüngeren Geschwister verübt, oder von einer Rüge, die ich vom Lehrer empfangen hatte. Bei besonders schweren Fällen erwartete meine Mutter den Vater schon am Gartentor, ich konnte sie dort vom Zimmer aus, in dem ich zur Strafe eingesperrt war, sehen. Unruhig ging sie auf und ab und eilte dann dem Vater, als er erschien, entgegen. Ich drückte mein Gesicht an die Scheibe und verfolgte mit meinen Blicken ihre heftigen Gesten. Die Spannung in meiner Magengrube war einem Lachkitzel ähnlich. Meine Eltern kamen über den Gartenweg auf das Haus zu, dann näherten sich die Schritte meines Vaters auf der Treppe. Ich blieb festgebant am Fenster stehen und lauschte den Manipulationen am Türgriff und am Schlüssel. Das Warten auf den Beginn der Bestrafung wurde durch die Schwierigkeiten, die mein Vater beim Aufschließen der Tür zu überwinden hatte, verlängert. Während seines Arbeitens an der Tür schrie er mir schon, um sich in eine Wut hineinzusteigern, drohende Worte zu. Endlich kam er ins Zimmer gestürzt, lief auf mich zu, packte mich, und legte mich über sein Knie. Da er nicht stark war, taten seine Schläge nicht weh. Qualvoll bis zum Brechreiz war nur die demütigende Gemeinschaft in der wir uns befanden. Er auf mich einschlagend, ich jammernd, lagen wir in einer schreckhaften Umarmung übereinander. Ich schrie um Verzeihung und er schrie unzusammenhängende Worte, und weder wußte er, warum er mich schlug, noch wußte ich, warum ich geschlagen wurde, es war eine Ritualhandlung, von unbekanntem höheren Mächten aufgedrängt. Atemlos, schweißbedeckt, saß mein Vater da, nachdem er seine Kräfte verausgabt hatte, und nun mußte er getröstet und gehegt werden, er hatte seine Schuldigkeit getan, nun kam die Versöhnung, nun kam der kranke Familienfrieden, auch die Mutter eilte hinzu, und wie ein einziger Block lagen wir ineinander verschlungen, weinend in den Tränen der Erleichterung. Gemeinsam gingen wir jetzt hinab in das Haus, das wir gemeinsam bewohnten, und wir aßen Kuchen und tranken Schokolade mit Schlagsahne.

Aus: Peter Weiss (1916-1982), Abschied von den Eltern. Erzählung. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main 1961 (edition suhrkamp 85), S. 89f

Befehlen und Gehorchen

Da ich als Kind hauptsächlich zum Essen mit Dir beisammen war, war Dein Unterricht zum großen Teil Unterricht im richtigen Benehmen bei Tisch. Was auf den Tisch kam, musste aufgegessen, über die Güte des Essens durfte nicht gesprochen werden – Du aber fandest das Essen oft ungenießbar; nanntest es „das Fressen“; „das Vieh“ (die Köchin) hatte es verdorben. Weil du entsprechend deinem kräftigen Hunger und deiner besonderen Vorliebe alles schnell, heiß und in großen Bissen gegessen hast, mußte sich das Kind beeilen, düstere Stille war bei Tisch, unterbrochen von Ermahnungen: „zuerst iß, dann sprich“ oder „schneller, schneller, schneller“ oder „siehst Du, ich habe längst aufgegessen“. Knochen durfte man nicht zerbeißen, Du ja. Essig durfte man nicht schlürfen, Du ja. Die Hauptsache war, daß man das Brot gerade schnitt; daß Du das aber mit einem von Sauce triefenden Messer tatest, war gleichgültig. Man mußte achtgeben, daß keine Speisereste auf den Boden fielen, unter Dir lag schließlich am meisten. Bei Tisch durfte man sich nur mit Essen beschäftigen, Du aber putztest und schnittest dir die Nägel, spitztest Bleistifte, reinigtest mit dem Zahnstocher die Ohren. Bitte, Vater, versteh mich recht, das wären an sich vollständig unbedeutende Einzelheiten gewesen, niederdrückend wurden sie für mich erst dadurch, daß Du, der für mich so ungeheuer maßgebende Mensch, Dich selbst an die Gebote nicht hieltest, die Du mir auferlegtest. Dadurch wurde die Welt für mich in drei Teile geteilt, in einen, wo ich, der Sklave, lebte, unter Gesetzen, die nur für mich erfunden waren und denen ich überdies, ich wußte nicht warum, niemals völlig entsprechen konnte, dann in einen zweite Welt, die unendlich von meiner entfernt war, in der Du lebstest, beschäftigt mit der Regierung, mit dem Ausgeben der Befehle und mit dem Ärger wegen deren Nichtbefolgung, und schließlich in eine dritte Welt, wo die übrigen Leute glücklich und frei von Befehlen und Gehorchen lebten. Ich war immerfort in Schande, entweder befolgte ich deine Befehle, das war Schande, denn sie galten ja nur für mich; oder ich war trotzig, das war auch Schande, denn wie durfte ich Dir gegenüber trotzig sein, oder ich konnte nicht folgen, weil ich zum Beispiel nicht Deine Kraft, nicht Deinen Appetit, nicht Deine Geschicklichkeit hatte, trotzdem Du es als etwas Selbstverständliches von mir verlangtest; das war allerdings die größte Schande.

Aus: Franz Kafka (1883-1924), Brief an den Vater. Vitalis Verlag Prag 2006, S. 20f

Recherchiere bei älteren Verwandten und Bekannten, welche Regeln früher für das Benehmen bei Tisch galten.

Sammele Beispiele zum Thema Befehlen und Gehorchen in der Familie. Wodurch unterscheiden sich Befehlen und Verbieten, Gehorchen und Regeln befolgen?

Geschichte aus der Kindheit

Ich weiß nicht, ob wir Breuer mehr gehaßt oder gefürchtet haben. Jeder in meiner Klasse erkannte ihn an seinen kurzen, fast trippelnden Schritten, noch bevor er die Tür zum Klassenzimmer aufriß. Schlagartig wurde es ruhig. Breuer stellte sich auf das Podest neben dem Pult, wartete ein paar Sekunden, schaute einmal in die Runde, wippte kurz auf den Zehenspitzen und grüßte mit „Heil Hitler“.

Breuer schlug im Unterricht, was andere Lehrer auch taten, aber Breuer schlug öfter. Wer auffiel, mußte nach vorne kommen, ans Pult treten, eine Hand, welche, ließ Breuer uns immer aussuchen, flach auf die Tischplatte drücken, und mit der Kante seines Lineals schlug er knapp hinter den Fingernägeln über unsere Hand. Ein stechender Schmerz durchzuckte mich, und noch drei, manchmal vier Stunden später, je nachdem, wie fest Breuer zugeschlagen hatte, schmerzten oft die Fingerkuppen.

(...)

Im Nachhinein glaube ich, er schlug immer häufiger, je länger der Krieg dauerte und je näher die Bolschewisten und Juden-Yankees, wie Breuer sie nannte, heranrückten. Aber mag sein, dass ich jene Stunde Anfang April 1945 überschätze, als wir schon in der sechsten Klasse waren.

Breuer hatte von Napoleon erzählt, vom Rußlandfeldzug, vom brennenden Moskau und von Napoleons Niederlage. Vielleicht hatte ich gerade aus dem Fenster gesehen, ... jedenfalls hatte ich nicht bemerkt, daß Breuer plötzlich neben mir stand.

„Warum werden wir aber gegen die Bolschewisten siegen, Littke?“ hörte ich plötzlich seine etwas näselnde Stimme. Ich weiß nicht, warum ich nicht antwortete, warum ich nicht sagte: „Weil wir denen überlegen sind“ oder einfach: „Weil wir unseren Führer haben.“ ...

Ich mußte daran denken, daß ich vor einer Woche abends nach der Entwarnung nicht sofort einschlafen konnte, daß ich noch einmal aufgestanden und in die Küche gegangen war, wo Vater und Mutter der leisen Stimme des Radiosprechers gelauscht hatten. „Die Amis stehen schon in der Eifel“ hatte Vater leise gesagt. „Das dauert keine zwei Monate mehr, hat Alfred Simon gestern gemeint.“ Erst danach hatten mich beide entdeckt, und Mutter war merklich zusammengezuckt. Vater hatte mich zu sich gerufen, mir die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Du darfst keinem weiter erzählen, was ich gesagt habe. Hast du gehört?“ ...

„Nun, wird's bald, Littke?“

Ich hatte Vater noch nie so sprechen hören, deshalb hatte ich immer und immer wieder darüber nachgedacht, was er gesagt hatte. Der Krieg sollte bald aus sein, das Gerenne zum Bunker, die Angst?

„Warum werden wir also die Bolschewisten besiegen?“ wiederholte Breuer. Ich konnte ihn nicht mehr ansehen, drehte den Kopf zum Fenster, sah einen Moment lang meine Klassenkameraden, die mich erwartungsvoll fragend an-

sahen, dann blickte ich hinaus auf den Schulhof. „Oder auch nicht“, sagte ich.

Einen Augenblick später spürte ich einen brennenden Schmerz neben dem linken Ohr. Breuers zweiter Boxhieb traf Mund und Nase, und ich spürte einen warmen Strahl über meine Lippen laufen. Mit Hand und Ärmel wischte ich das Blut ab und sah, daß Breuer noch einmal zuschlagen wollte, dabei etwas schrie, was ich nicht verstand. Ich ließ mich nach hinten fallen, sprang aus der Bank, lief zur Tür hinaus über den Flur die Treppe hinunter, überquerte den Schulhof und erreichte die Häuser der Husemannstraße. Ich weiß noch, daß ich auf dem Heimweg versuchte, mit einem Taschentuch das Blut von Ärmel, Gesicht und Händen zu wischen, damit zu Hause nichts auffiel.

Aber ich war kaum in der Küche, da hörte ich schon Mutters Fragen: „Wie siehst du denn aus? Habt ihr euch schon wieder geprügelt? Könnt ihr das denn nie lassen?“ Vater stand am Küchentisch und packte gerade seine Brote und seine Kaffeepulle für die Mittagsschicht.

Ich weiß nicht mehr genau, was ich antwortete, jedenfalls hatten sie bald heraus, was passiert war. Ich sah, wie Vater einen Moment mit dem Einpacken zögerte und wie sich sein Gesicht verfärbte. Ich wußte, was das bedeutete. Nicht oft habe ich Vater, der sonst immer ruhig, ja fast bedächtig war, zornig gesehen, drei-, viermal vielleicht, und stets war sein Gesicht dabei blaß geworden. Während Mutter fragte: „Ja, aber warum hast du das nur gesagt?“, nahm Vater seine Tasche, faßte mich an den Schultern und sagte: „Komm, die Schultasche holen wir wieder.“

Er holte sein Fahrrad aus dem Keller, ich kletterte auf den Gepäckträger, hielt mich an seiner Jacke fest, und wir fuhren unsere Straße hinunter, während Mutter hinterherrief: „Heinz, daß aber nichts passiert!“

Vater trampelte ruhig und gleichmäßig und sprach während der Fahrt kein Wort. Vor der Schule stellte er das Rad ab, sagte kurz: „Komm“, und ging auf den Haupteingang zu. Im Flur standen unsere Lehrer Habermann und Strauch und unterhielten sich.

„Wo ist er?“ fragte Vater. Während Strauch fragend auf Habermann blickte, nickte der in Richtung der gegenüberliegenden Klasse. Ohne zu klopfen öffnete Vater weit die Tür und ging hinein. Von draußen konnte ich meine Klassenkameraden und einen Teil des Pultes sehen und hören, was Vater und Breuer sprachen.

„Wo ist die Tasche?“

„Die soll sich Ihr Sohn selber holen.“

„Haben Sie meinen Sohn geschlagen?“

„In welchem Ton sprechen Sie mit mir?“

Danach drang das dumpfe Geräusch von Schlägen zu mir in den Flur, zweimal, dreimal, dann kam Vater aus der Klasse, meine Tasche unter dem Arm, und ging ohne aufzusehen zum Ausgang. Ich folgte ihm, blickte aber noch einmal zurück und sah, daß Habermann und Strauch durch die Hintertür auf den Schulhof gingen und Breuer mit trippelnden Schritten, ein Taschentuch vor dem Gesicht, die Treppe hinauf zum Lehrerzimmer lief.

Vater reichte mir meine Tasche und sagte: „Hier, geh jetzt nach Hause und sage Mutter, sie soll sich keine Sorgen machen.“ Dann stieg er aufs Fahrrad und verschwand in der Husemannstraße in Richtung Zeche. (...)

Ich dachte daran, was Mutter sagen würde, aber Mutter sagte nichts. Sie saß auf dem Stuhl in der Küche und hörte schweigend und bleich zu. Dann stand sie auf, gab mir mein Mittagessen und begann, Geschirr zu spülen. Erst nach dem Essen sprach sie mich an. „Daß du aber Sabine nichts sagst, hast du gehört? Die ist noch zu klein und versteht das nicht“, sagte sie, nahm meinen Teller und spülte weiter. Kurz darauf sah ich, daß sie leise weinte.

(...)

Am anderen Morgen war Vater nicht da.

Mutter schickt den Jungen und seine Schwester nicht mehr zur Schule. Täglich bereitet sie Essen vor, das Vaters Freunde mit zur Zeche nehmen. Sie verhindern, dass er dort von einem Suchtrupp gefunden wird. Nach zwei Wochen, am 20. April 1945, ziehen die amerikanischen Soldaten mittags in die Stadt ein, am Abend kommt der Vater zurück.

Aus: Heinrich Peuckmann, Vaters Freunde. In: Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, Geschichten aus der Kindheit. Hg. von Arb, Brons, Häberling u.a. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt am Main Dezember 1978 (Originalausgabe), S. 140ff

Der Tod

Am Abend vor dem Morgen, an dem mein Vater starb, war ich im Zirkus, zusammen mit einem befreundeten Paar, Max und Eva, und meiner Mutter. Als wir aufbrachen – meine Mutter fegte die Treppen hinauf und hinunter – kam mein Vater aus seinem Zimmer, gelb und noch durchsichtiger als sonst, sah mich mit großen Augen an und bewegte die Lippen. „Was?“ sagte ich. Er wiederholte, was er gesagt hatte, und weil ich mich jetzt zu ihm hin beugte und auf seinen Mund schaute, verstand ich ihn. „Bleib da. Mir ist nicht gut“, sagte er. Er trug seine Strickjacke – es war Sommer! -, hielt die Zigarette in einer Hand, und seine Augen hinter den Brillengläsern waren naß. Ich umarmte ihn – ihm war seit Jahren nicht gut – und sagte: „Aber Papa, du weißt doch, wir haben Karten für den Zirkus, und Eva und Max warten auf uns.“ Er nickte. „Spätestens um elf sind wir wieder da.“ – Die Vorstellung war gut – eine tolle Trapeznummer, caramelfarbene Pferde, die auf den Hinterbeinen Walzer tanzten, und Clowns, die regelrecht lustig waren -, um zehn vor elf waren wir wieder zu Hause. Mein Vater schlief schon, jedenfalls hörte ich keinen Ton, als ich an seiner Tür horchte, weder seinen Atem noch den Husten, der ihn immer wieder weckte, und oft auch uns. Mein Zimmer lag direkt über seinem. Es war mein Zimmer seit immer, denn ich war, obwohl inzwischen siebenundzwanzig, nie ausgezogen, weil ich dachte, daß das meinen Vater töten würde. Er war so elend, so wund. Er erinnerte mich an eine Maus, gefangen in einem Käfig aus Büchern, an eine gehäutete Maus. Jede Berührung tat ihm weh, jeder Kuß, jede Umarmung; so bewegte er sich selber kaum mehr. Ins Bad hinüberzugehen und eine Schmerztablette zu schlucken, aufs Klo, das waren seine weitesten Wege. Mir fiel wenig mehr ein, als zuweilen zu ihm zu gehen und ihm stumm zuzuschauen, wie er schrieb. Es störte ihn nicht. Er hatte eine Schreibmaschine, auf der er mit einem einzigen Finger, dem Zeigefinger der rechten Hand, in einem rasenden Tempo tippte. Bevor er schlafen ging, schrieb er – jeden Abend, auch auf einer Reise oder nach einem Fest, das bis zum Morgen gedauert hatte – mit einem Federkiel und Tusche in einem Buch, das in schwarzes Leder gebunden war, einem Folianten voller einst leerer Seiten, die er in zwischen schier alle beschrieben hatte. Er tat das seit einem halben Jahrhundert. Es war ein Auftrag, jedenfalls, er konnte nicht anders. Er hatte eine so kleine Schrift, daß eine Seite für mehrere Tage reichte. Er schrieb ohne eine Lupe, tief über das Papier gebeugt; aber lesen konnte vielleicht nicht einmal er, was da stand. Die alten Seiten, die von vor vierzig oder fünfzig Jahren, mußte auch er deuten. Seine Schrift war präzise, alle Zeilen schnurgerade. Der größte Buchstabe war einen Millimeter groß. Ich hatte ihn einmal gefragt, ein einziges Mal, was er da schreibe. „Mein Lebensbuch“, hatte er geantwortet. – Wenn ich ins Zimmer kam, sagte er: „Nimm dir ein Bonbon“, und er sagte es auch noch, als ich längst über das Alter hinaus war, in dem man Zuckerzeug über alles liebt. Ich öffnete also die unterste Schublade des Schreibtischs und nahm aus einem großen Glas ein Himbeer- oder Zitronenbonbon. Mein Vater sah mir zu, ohne mit dem Schreiben innezuhalten. – In den anderen Schubladen, wenn ich die einmal aufzog oder eher noch hineinspähte, wenn der Vater es tat, waren Federn, Tuschefläschchen, Papiere,

Heftklammern, Briefumschläge, Marken, Radiergummis. Die oberste Lade allerdings war verschlossen. Immer. Da waren geheime Dinge drin. – Ich hatte an diesem Abend Mühe einzuschlafen, und dann quälten mich böse Träume. Im Tiefschlaf hörte ich aus dem Zimmer unter mir ein Geräusch, als ob ein Ast bräche, stürzte schlafend noch aus dem Bett und war die Treppe hinabgefliegen, bevor ich wach war. Ich stieß die Tür zum Zimmer meines Vaters auf. Er lag im Bad, den Kopf unter das Waschbecken verkrümmt, schräg gegen die Badewanne gelehnt. Er atmete, rasselnd, mit stockenden Stößen. Ich wußte, das war der Tod. Die Zigarette hing zwischen den Fingern der rechten Hand. Ich warf sie in die Wanne. Ich packte ihn an den Armen, über ihm kniend, und wuchtete ihn unter dem Becken hervor. Ließ ihn nochmals los, weil das Wasser aus dem Hahn schoß und ich es abstellen mußte, und zerrte an ihm, weil er sich zwischen Becken, Wanne und Wand verklemmt hatte. Als ich den Kopf frei hatte, verhedderten sich seine Beine im Gestänge des Wäschehalters. Irrendwie schaffte ich es, ihn in sein Zimmer hinüberzuschleifen, wie einen Sack, und ihn auf sein Bett hinaufzuwuchten. Er war so klein und dennoch so schwer! Seine Brille lag auf dem Teppich, in zwei Stücke zerbrochen. Vielleicht war ich draufgetreten. „Papa“, sagte ich. Er atmete nicht mehr und hatte den Mund offen. Er war tot. An einer Schläfe war Blut, da, wo er gegen die Wanne geprallt war. Ich holte ein Frotteetuch und legte es auf die Wunde. Draußen, vor dem Fenster, dämmerte der Morgen.

*Aus: Urs Widmer(*1938), Das Buch des Vaters. Roman, Büchergilde Gutenberg: Frankfurt am Main, Wien und Zürich 2004, S. 14ff*

Und die Töchter

fröhliches kind

niemals angst gehabt
vor ratten nicht vor hunden
den größten nicht den häßlichsten
spinnen und weberknechte
tapfer am leben gelassen
hinausgetragen mit angehaltenem atem
ohne gänsehaut
für die mutter
auf den speicher gegangen
wo die mäuse huschten
keine schreie in dunklen zimmern
kein grauen in muffigen kellern
kein herzschatz schneller
bei den schweren gewittern früherer sommer
kein schrecken
vor den vergifteten fenstern
den rasselnden schlüsseln
an doppelt gesicherten türen
kein zittern
vor den uniformierten
halb knechte halb opfer
keine tränen
auf dem bahnsteig der kleinen stadt
heimat sagten die leute
nur ein kleines frösteln
vor den glatten gesichtern
den feindlichen häusern
der fremden stadt

niemals angst gehabt

da war ja
die große warme gute hand
die
alles
barg

Susanne Mittag, 10.11.1980 – unveröffentlicht

Der „Indianer“

Vielleicht war ich für ihn nicht einmal dreidimensional. Zu der Zahl zwei zählte er noch eine dritte, und in die Spalte der Alimente trug er mich als Ziffer ein. Er verließ uns, als ich drei war. Auch vorher war ich nicht in seinem Blickfeld gewesen. Im ersten Lebensjahr umgab mich die liebevolle Pflege meiner Großmutter, die mich zu sich nahm, weil Alpha sterben wollte, und wenn sich jemand so was wünscht, möchte er sich nicht um ein kleines Kind kümmern. Ich kam nach Hause, und er schrieb mir von seinen zahlreichen Reisen: „Ich hoffe, daß ihr in Ordnung seid, und vor allem daß der Wagen in Ordnung ist ...“

Wir sahen uns viermal im Jahr: zum Jahrmarkt, zum Geburtstag, am Heiligabend und zur Zeugnisausgabe.

Interessiert es Sie, warum man mich nicht ins Gymnasium aufnahm? Ich war die Tochter eines Konterrevolutionärs.

Aus: Tereza Boučková, Indianerlauf, Aus dem Tschechischen von Kathrin Liedtke und Eva Profousova, Rowohlt – Berlin Verlag, Berlin 1993, S. 18

Jeden Samstag rannten wir zum Zug. Alpha, die Taschen und drei Kinder, um nach zweimaliger fürchterlicher Umsteigerei frische Luft zu schnappen in einem Haus, das im August uns und im Juli dem Indianer gehörte; am Wochenende nach Vereinbarung.

Unsere ersten Schritte auf dem Lande führten weder in den Garten noch zum Fluß, sondern in die Speisekammer, wo wir wortlos erstarrten.

Die oberen Regale waren mit Leckereien vollgestopft, wie wir sie uns nicht einmal im Traum vorstellen konnten. Prinzenrolle, Vanillewaffeln mit Schokolade, Erdnüsse in Vakuumverpackung, Kaugummis in allen Farben, Marmelade und Kompott in den schönsten Gläsern der Welt und Blechdosen voller Bonbons, die bereits auf dem Etikett so duftend und lecker aussahen, daß wir wie auf Befehl schlucken mußten.

Das waren die Regale des Indianers. Die durften wir nicht anrühren.

Unsere boten Mehl, Essig, Salz.

Luna, die das Risiko seit ihrer Geburt gewohnt war – halb erwürgt von der Nabelschnur kam sie zur Welt –, klaute ein Buble gum, und Sonnenstrahl und ich sondierten ängstlich, wo man noch etwas wegnehmen könnte, ohne daß der Indianer es merken würde.

Zum Frauentag verfassten wir für Alpha unser Erstlingsgedicht mit einem Herz:

Damit du immer glücklich bist,
in Eintracht mit uns vegetierst.

Indianerlauf, S. 10

Tereza Boučková, 1957 in Prag geboren, wurde als Tochter Pavel Kohouts das Studium an der Akademie der Künste verweigert. Sie besuchte die Fremdsprachenschule, arbeitete als Putzfrau, Briefträgerin und Hausmeisterin. Ihre erste Erzählung „Indianerlauf“ wurde 1989 auf Tschechisch veröffentlicht. (Vgl. Klappentext)

Pavel Kohout, ein bekannter tschechischer Schriftsteller, wurde nach dem Prager Frühling, an dem er aktiv beteiligt war, aus der kommunistischen Partei ausgeschlossen. Als er 1978 das Land verließ und nach Wien ging, wurde er ausgebürgert und erwarb 1980 die österreichische Staatsbürgerschaft. Seit 1989 lebt er auch wieder in Prag.

Allerleirauh

Es war einmal ein König, der hatte eine Frau mit goldenen Haaren, und sie war so schön, daß sich ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag, und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach ‚wenn du nach meinem Tode dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht ebenso schön ist, als ich bin, und die nicht solche goldenen Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen.‘ Nachdem es ihr der König versprochen hatte, tat sie die Augen zu und starb.

Der König war lange Zeit nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Räte ‚es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben.‘ Nun wurden Boten weit und breit umhergeschickt, eine Braut zu suchen, die an Schönheit der verstorbenen Königin ganz gleich käme. Es war aber keine in der ganzen Welt zu finden, und wenn man sie auch gefunden hätte, so war doch keine da, die solche goldene Haare gehabt hätte. Also kamen die Boten unverrichteter Sache wieder heim.

Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so schön wie ihre verstorbene Mutter, und hatte auch solche goldene Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und sah, daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin ähnlich war, und fühlte plötzlich eine heftige Liebe zu ihr. Da sprach er zu seinen Räten ‚ich will meine Tochter heiraten, denn sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Frau, und sonst kann ich doch keine Braut finden, die ihr gleicht.‘ Als die Räte das hörten, erschrecken sie und sprachen ‚Gott hat verboten, daß der Vater seine Tochter heirate, aus der Sünde kann nichts Gutes entspringen, und das Reich wird mit ins Verderben gezogen.‘ Die Tochter erschrak noch mehr, als sie den Entschluß ihres Vaters vernahm, hoffte aber, ihn von seinem Vorhaben noch abzubringen. Da sagte sie zu ihm ‚eh ich euren Wunsch erfülle, muß ich erst drei Kleider haben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond, und eins so glänzend wie die Sterne; ferner verlange ich einen Mantel von tausenderlei Pelz und Rauhwerk zusammengesetzt, und ein jedes Tier in Eurem Reich muß ein Stück von seiner Haut dazu geben.‘ Sie dachte aber ‚das anzuschaffen ist ganz unmöglich, und ich bringe damit meinen Vater von seinen bösen Gedanken ab.‘ Der König ließ aber nicht ab, und die geschicktesten Jungfrauen in seinem Reiche mußten die drei Kleider weben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond, und eins so glänzend wie die Sterne; und seine Jäger mußten alle Tiere im ganzen Reiche auffangen und ihnen ein Stück von ihrer Haut abziehen; daraus ward ein Mantel von tausenderlei Rauhwerk gemacht. Endlich, als alles fertig war, ließ der König den Mantel herbeiholen, breitete ihn vor ihr aus und sprach ‚morgen soll die Hochzeit sein.‘

Als nun die Königstochter sah, daß keine Hoffnung mehr war, ihres Vaters Herz umzuwenden, so faßte sie den Entschluß zu entfliehen. In der Nacht, während alles schlief, stand sie auf und nahm von ihren Kostbarkeiten dreierlei, einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein goldenes Haspelchen; die drei Kleider von Sonne, Mond und Sternen tat sie in eine Nußschale, zog den Mantel von allerlei Rauhwerk an und machte sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz. Dann befahl sie sich Gott und ging fort, und ging die ganze Nacht, bis sie in einen großen Wald kam. Und weil sie müde war, setzte sie sich unter einen hohlen Baum und schlief ein...

Aus: Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm, Artemis & Winkler Verlag: Düsseldorf/Zürich 1997, S.371f